Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich zweimal, Sonntags u. nach Feiertagen nur einmal. Bezugspreis: monatlich M 4,—, vierteljährlich M 12,— frei ins Haus. Kreuzbandsend. monatl. M 6.
Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Verantwortlicher Redakteur: Karl Petersson, Hamburg.
Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß. Buchhandlung: Erdgeschoß. Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstraße 11. 1. Stock.

Einzelnummer morgens 10 ₰, abends 15 ₰.

Hamburger Echo

Anzeigen die zehngespaltene Petitzeile 90 ₰, zuzüglich 50 Prozent Teuerungszuschlag. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 90 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstraße 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 3 Uhr) u. in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden auch gegen Entgelt nicht aufgenommen.

Nr. 439. Montag, den 22. September 1919. – Abend-Ausgabe. 33. Jahrgang.

Die Entstehung des Weltkrieges.

Noch bevor das von Karl Kautsky gesammelte Material aus den Akten der Berliner Wilhelmstraße den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, ist man in Wien dazu übergegangen, die dort aufgefundenen Dokumente der davongejagten Diplomatenzunft herauszugeben. Rücksichten auf den Gang der Friedensverhandlungen hatten auch dort bislang die verantwortlichen Stellen von diesem Schritt zurückgehalten. Nachdem aber nun der Friedensvertrag unterzeichnet, an ihm also nichts mehr zu verderben ist, hat das gegenwärtige Auswärtige Amt in Wien nicht mehr gezögert, die so lange gehüteten Geheimnisse preiszugeben. Sie bestätigen, wie wir schon durch ein Telegramm unseres Berliner Mitarbeiters in der Sonntag-Nummer mitteilen konnten, die schwere und entscheidende Kriegsschuld des Wiener Kabinetts von 1914. Dessen unerhörtes Ultimatum an Serbien hat nicht nur die unmittelbare Kriegsgefahr heraufbeschworen, sondern es hat auch in den darauffolgenden kritischen Tagen die schwachen Hoffnungen auf Erhaltung des Friedens zertreten. Wie weit durch diese Enthüllungen die damalige deutsche Reichsregierung entlastet wird, ist im Augenblick noch nicht zu übersehen, da hierzu der Vergleich mit den Berliner Akten nötig ist, deren Veröffentlichung hoffentlich nun nicht mehr allzulange auf sich warten läßt. Auf keinen Fall kann aber, wie das jetzt ein großer Teil der bürgerlichen Presse, voran das Wolff-Bureau, versucht, auf Grund der Wiener Enthüllungen für die Freisprechung der ehemaligen deutschen Regierung plädiert werden. Zum mindesten bleibt an ihr die Schuld einer unverantwortlichen Nachlässigkeit gegenüber den Kriegstreibereien des Wiener Kabinetts haften.

Aus Wien liegen heute noch folgende Meldungen vor:

Unter dem Titel „Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges“ hat Dr. Roderich Gooß mit der Ermächtigung des Leiters des deutsch-österreichischen Staatsamtes für Aeußeres auf Grund aktenmäßiger Forschung eine historische Arbeit publiziert, welche am 20. d. M. erschienen ist. Sie gibt eine genaue Darstellung der Haltung des Wiener Kabinetts vom 28. Juni bis 1. August 1914, also von der Bluttat von Serajewo bis zur Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Rußland. Aus den veröffentlichten Aktenstücken geht hervor, daß das bisherige hauptsächliche Beweisdokument der Entente für die ablehnende Haltung der deutschen Regierung gegenüber den englischen Vermittlungsvorschlägen schwerwiegende materielle Irrtümer enthält. Es wird festgestellt, daß der angebliche Potsdamer Kronrat am 5. Juli 1914 in Wahrheit eine Sitzung des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten in Wien vom 7. Juli war. Nach dem Protokoll über diese Sitzung einigten sich alle Anwesenden, mit Ausnahme des ungarischen Ministerpräsidenten, auf den Standpunkt, daß ein diplomatischer Erfolg, wenn er auch mit einer eklatanten Demütigung Serbiens endigen würde, wertlos wäre und daß daher so weitgehende Forderungen an Serbien gestellt werden müßten, daß sie eine Ablehnung voraussehen ließen, damit eine radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens angebahnt würde. Aus der Veröffentlichung geht weiter hervor, daß das Berliner Kabinett ohne Kenntnis des Wortlautes der österreichisch-ungarischen Note an Serbien geblieben sei und an ihrer Abfassung keinen Anteil hatte, sowie daß die serbische Antwortnote vom Wiener Kabinett nach Berlin überhaupt nicht mitgeteilt wurde. Des weiteren wird aktenmäßig nachgewiesen, daß der englische Vermittlungsvorschlag vom 29. Juli eine dringliche und nachdrückliche Befürwortung durch die Berliner Regierung gefunden habe. Herr v. Tschirschky war beauftragt worden, an die nach Wien weitergegebenen Aeußerungen Sir Edward Greys u. a. folgende Bemerkung zu knüpfen: Das deutsche Kabinett müsse es dringlichst und nachdrücklichst der Erwägung der k. und k. Regierung anheimstellen, die Vermittlung Englands unter den angegebenen ehrenvollen Bedingungen anzunehmen. Es wäre für Oesterreich-Ungarn und Deutschland ungemein schwer, die Verantwortung für die Folgen der ablehnenden Haltung zu tragen. Als ebenso unverkennbar wird die weitere Tatsache bezeichnet, daß der englische Vorschlag infolge der dilatorischen und unsachlichen Behandlung seitens des Wiener Kabinetts keine Annahme gefunden hat.

Diese Enthüllungen bestätigen nur, was man bisher schon mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annahm. Die Serben hatten namentlich in Bosnien und der Herzegowina eine lebhafte nationale Propaganda entfaltet, und Altösterreich wußte kein anderes Mittel, ihr zu begegnen, als eben den Krieg. In der Wahl zwischen langsamem Auseinanderfallen und rascher Katastrophe wählte Alt-Oesterreich den Weltkrieg. Wählte ihn um seinetwillen, nicht um Deutschlands willen. Die Ententelegende, daß Deutschland Oesterreich-Ungarn in den Krieg hineingehetzt hätte, weil es selbst für seine Eroberungsziele den Waffengang wollte, wird sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen. Die Schuld der deutschen Machthaber liegt nur darin, daß sie der korrupten österreichisch-ungarischen Regierung freie Hand ließen, ihr einen unbeschränkten Freibrief ausstellten.

Freilich hatten sich die deutschen Machthaber die Sache wesentlich anders gedacht als sie nachher kam. Sie hatten gemeint, daß das Donau-Reich Serbien einen Denkzettel geben sollte, indem es plötzlich mit gesammelter Macht darüber herfiel und Belgrad besetzte; dann wäre eine geeignete Gelegenheit gewesen, den gefährlichen Zustand durch einen Vergleich zu beenden, der Oesterreich wirkliche Sicherung gegen die serbischen Losreißungsgelüste verschafft hätte. Aber einmal war Oesterreich nie fertig und konnte die überraschende Besetzung Belgrads nie durchführen, anderseits ordnete Rußland alsbald an allen Fronten die Generalmobilmachung an, die nach früheren russischen Gesetzen gleichbedeutend mit der Kriegserklärung war. So war Deutschland in den Weltkrieg hineingezogen, ehe seine Regierung sich dessen recht versah. Alle Versuche, das Unglück noch im letzten Augenblick aufzuhalten, schlugen fehl, und was folgte, ist die Ursache unseres heutigen Elends.

Die Dokumente.

Die gleichzeitig mit der quellenkritischen Schrift des Dr. R. Gooß herausgegebenen diplomatischen Aktenstücke des österreichischen Staatsamtes für Aeußeres beginnen mit einer vom k. u. k. Ministerium verfaßten Denkschrift über die politische Lage, die am 5. Juli mit einem Handschreiben Kaiser Franz Josephs Kaiser Wilhelm in Berlin überreicht wurde. Der Hauptsache nach weist sie auf die unerläßliche Notwendigkeit der Klärung des Verhältnisses Oesterreich-Ungarns zu Serbien und zu Rumänien hin, das als höchst unbefriedigend und gefahrdrohend geschildert und auf die russischen Einkreisungstendenzen zurückgeführt wird. Als erforderlich bezeichnet die Denkschrift ein Bündnis mit Bulgarien, dessen Bekanntgabe in Bukarest Rumänien von der schon weit gediehenen Annäherung an Rußland zurückbringen könnte. Die Denkschrift, die eben fertiggestellt war, als die furchtbaren Ereignisse von Serajewo eintraten, schließt mit den Worten: „Um so gebieterischer tritt an die Monarchie die Notwendigkeit heran, mit entschlossener Hand die Fäden zu zerreißen, die ihre Gegner zu einem Netz über ihrem Haupte verdichten wollen.“

In dem Ministerrat vom 19. Juli wurde der definitive Text der an Serbien zu richtenden Note (die im Prinzip schon am 7. Juli beschlossen war) festgestellt. Graf Berchtold konstatierte die erzielte vollständige Einmütigkeit in allen Fragen. Graf Tisza hatte inzwischen seine Bedenken fallen lassen. Auf seinen Antrag wurde jedoch beschlossen, sofort bei Beginn des Krieges den fremden Mächten zu erklären, „daß die Monarchie keinen Eroberungskrieg führe und nicht die Einverleibung des Königreiches beabsichtige“.

Bemerkenswert ist, daß Graf Berchtold schon vor der Ueberreichung des Ultimatums in Belgrad damit rechnete, daß Italien die Aktion gegen Serbien zum Anlaß von Kompensationsforderungen nehmen könnte und den österreichisch-ungarischen Botschafter in Rom instruierte, wie solchen italienischen Forderungen entgegenzutreten sei. In Berlin war man, wie aus einer in der Versammlung mitgeteilten Unterredung des Grafen Berchtold mit dem deutschen Botschafter in Wien, v. Tschirschky, hervorgeht, über die Haltung, die Italien im Falle eines Krieges gegen Serbien einnehmen würde, schon zu diesem Zeitpunkt sehr besorgt.

Die oft erörterte Frage, ob Deutschland an der Abfassung des serbischen Ultimatums beteiligt gewesen sei, erfährt ihre endgültige Klärung durch das Aktenstück 41, ein Schreiben des Grafen Szögyeny an den Grafen Berchtold vom 21. Juli. Der Botschafter empfiehlt darin dringend, dem Berliner Kabinett die Ultimatumnote früher, als den anderen Kabinetten, mitzuteilen, um die Verstimmung zu vermeiden, „die dadurch entstehen könnte, daß wir durch gleichzeitige Bekanntgabe unserer Note an Serbien an alle Kabinette dasjenige Deutschlands, unseres Bundesgenossen, auf die gleiche Linie mit den Regierungen der anderen Großmächte stellen würden.“ In der Tat erhielt dann Herr v. Tschirschky die Note ungefähr 24 Stunden früher, als sie den übrigen Kabinetten zur Kenntnis gebracht wurde. Ueber ihren Inhalt wurde aber auch Sir Edward Grey vorher in vertraulicher Weise informiert. Aus einer Unterredung mit dem deutschen Staatssekretär des Aeußern v. Jagow teilt Szögyeny in diesem Schreiben mit, der Staatssekretär habe ihm klar zu verstehen gegeben, daß Deutschland zwar unbedingt hinter der Monarchie stehen werde, daß es aber für die deutsche Regierung gerade aus diesem Grunde von vitalem Interesse sei, beizeiten darüber informiert zu werden, „wohin unsere Wege führen, und insbesondere, ob eine provisorische Besetzung serbischen Gebietes oder eine Aufteilung Serbiens beabsichtigt sei“.

Mit Mitteilung und Begründung der erfolgten Uebergabe des Ultimatums in Belgrad an alle k. und k. Missionen schließt das insgesamt 72 Dokumente umfassende erste Heft der offiziellen Aktenpublikation.

•

Die Wiener Presse zu den Enthüllungen.

Wien, 21. September. Die gesamte Presse bespricht die gestern begonnene Veröffentlichung über die Vorgeschichte des Krieges. Die Beurteilung der Schuldfrage sowie des Zeitpunktes und der Zweckmäßigkeit der Veröffentlichung im jetzigen Augenblick sind je nach der Parteirichtung der Blätter und ihrer während des Krieges beobachteten Haltung geteilt. Die „Arbeiter-Zeitung“ begrüßt die Herausgabe des neuen Rotbuches durch das Staatsamt des Aeußern, da hierdurch viele Wahrheiten enthüllt würden, welche allerdings niederschmetternd seien, da sie unumstößlich die Schuld der habsburgischen Regierung ergäben, von der der Krieg mit Vorbedacht beschlossen und mit Tücke in die Tat umgesetzt worden sei. Das Blatt hebt die Haltung der Berliner Regierung hervor, welche es mit den Vermittlungsversuchen ebenso aufrichtig und ernst gemeint habe wie England. Einige freiheitliche Blätter, wie „Der Morgen“, messen zwar auch die Hauptschuld der habsburgischen Regierung bei, verlangen aber die Herausgabe aller Dokumente und werfen die Frage auf, warum die Veröffentlichung nicht viel früher erfolgte, zu einem Zeitpunkt, wo sie die deutschen Stammesgenossen ebenso wie das deutsche Volk in Oesterreich von schwerem Verdacht hätte befreien und seine Lage bei den Friedensverhandlungen hätte verbessern können. Das „Neue Wiener Tagblatt“ und die „Neue Freie Presse“ halten anderseits den Zeitpunkt der Veröffentlichung für stark verfrüht. Sie bezeichnen mit Hinweis auf die tiefer liegenden Ursachen des Weltkrieges und auf gewisse Vorgänge in den Ententestaaten die Enthüllungen aus einem einzigen Staatsarchiv als völlig einseitig und unzureichend und nicht geeignet, die volle Wahrheit an den Tag zu bringen. Sie bezweifeln daher die Opportunität der Veröffentlichungen. Mit ähnlicher Begründung, doch weit schärfer, lehnt die „Reichspost“ die Enthüllungen ab, wobei sie kategorisch erklärt, daß die öffentliche Aufmerksamkeit nur von den traurigen und für die Bevölkerung geradezu katastrophalen Ergebnissen der sozialistischen Regierungskunst durch das Wiederaufrollen der Schuldfrage und durch entsprechende Ausbeutung der Vorgänge in Wien nach der Ermordung des Thronfolgers in den Hintergrund gerückt werden solle. Das Blatt verharrt dabei, daß die Hauptschuld, da man zurzeit aus Opportunität von Frankreich und England nicht sprechen dürfe, vor allem in Belgrad und Petersburg gelegen habe. Eine besondere Haltung nimmt der „Neue Tag“ ein, welcher der Auffassung entgegentritt, daß die Hauptschuld in Wien gelegen habe. Man brauche Berlin nicht, wie es den Anschein habe, zu entlasten. Habsburg und Hohenzollern trügen gleiche Schuld und gleiche Verdammnis.

•

Der letzterwähnten Auffassung werden sich auch die Völker in ihrer überwiegenden Mehrheit anschließen, wenn ihnen erst die ganze Wahrheit über den Ursprung des Krieges zugänglich gemacht ist. Daß es gerade die reaktionärsten Blätter Wiens sind, die sich gegen die Veröffentlichung im jetzigen Moment wenden, ist erklärlich, denn gerade die reaktionären Parteien Deutsch-Oesterreichs waren eben dabei, für die Wiederherstellung der habsburgischen Monarchie Stimmung zu machen, wobei sie von der Entente unterstützt wurden. Die Wiener Enthüllungen zerstören dieses lichtscheue Komplott.

Die Berliner Idiotentreue.

(Eigener Drahtbericht des „Hamb. Echo“.)

Ein weiterer Beweis dafür, daß die deutsche Regierung das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien vom 23. Juli 1914 nicht vorher gekannt hat, geben folgende Mitteilungen Viktor Schiffs, der damals der Redaktion des WTB. in Berlin angehörte, im „Vorwärts“: Die Telephonische Uebermittlung des Ultimatums vom Wiener Telegraphen-Korrespondenzbureau am Abend des 23. Juli an das Wolff-Bureau verzögerte sich um mehrere Stunden. Das Ultimatum wurde bereits um 6 Uhr nachmittags in Belgrad überreicht, aber erst um 9½ Uhr abends erfolgte der erste Anruf von Wien. Es wurde da gleich bemerkt, daß die Note außerordentlich lang sei und ihre Uebermittlung mehrere Gespräche in Anspruch nehmen würde. Inzwischen riefen die Reichskanzlei und das Auswärtige Amt immer wieder im Wolf-Bureau an, um den Text der Note zu erfahren, wobei immer nur von einer Note, nie von einem Ultimatum gesprochen wurde. Auch der Chef der Reichskanzlei, Unterstaatssekretär Wahnschaffe, befand sich unter den Anrufenden, woraus hervorgeht, daß der Reichskanzler den Inhalt auch nicht kannte. Man wußte auch gar nicht, daß es sich um ein langes Dokument handle, denn man verlangte immer wieder die telephonische Mitteilung des Inhalts. Schließlich schickte man einen Legationsrat in das Wolff-Bureau, um auf den Text zu warten. Diese bezeichnenden Vorgänge wollte Schiff schon im Juli 1917 bekannt geben, als Oskar Cohn im Reichstag „Enthüllungen“ machte über den „Potsdamer Kronrat“ vom 7. Juli 1914. Schiff war damals Soldat. Er wollte seine Mitteilungen in der J. K. veröffentlichen. Der Leiter Heilmann hielt es bei den damaligen Zensurverhältnissen für angezeigt, das Auswärtige Amt und die Direktion des Wolff-Bureau von dem Inhalt der Mitteilungen Schiffs in Kenntnis zu setzen und anzufragen, wie sie zu der Veröffentlichung ständen. Beide Stellen gaben darauf einen ablehnenden Bescheid. Die Angaben entsprächen zwar den Tatsachen, aber ihre Veröffentlichung sei höchst unerwünscht. Die deutsche Regierung ließ also lieber den Vorwurf auf sich sitzen, Oesterreich-Ungarn zu seinem Vorgehen ermuntert oder sogar veranlaßt zu haben, als daß sie die Wahrheit bekannt gab, die dem Ballplatz unangenehm gewesen wäre. Der „Vorwärts“ veröffentlicht diese Tatsachen unter der Ueberschrift „Getreu bis zum Idiotismus“.

Politische Nachrichten.

Die Lebensmittel-Preistreiber des Weltmarktes.

Riesenkorruption in Amerika.

(Eigener Drahtbericht des „Hamburger Echo“.)

Die „Vossische Ztg.“ meldet aus Kopenhagen: Gegen die fünf Besitzer der größten Schlächtereien und Fleischkonservenfabriken in Chikago ist Anklage erhoben worden. Es ist festgestellt, daß diese fünf Männer nicht nur 70 v. H. aller Fleischvorräte kontrollieren, sondern auch über 40 v. H. des gesamten Eiermarktes, des Buttermarktes und der Käse- und Reisvorräte. Außerdem liegt ein bedeutender Anteil des gesamten Handels mit Kolonialwaren in ihren Händen. Den Verkehr mit Obstkonserven beherrschen sie vollständig. Man führt auf diese Verhältnisse die gewaltigen Preissteigerungen in Nordamerika zurück. Der Generalstaatsanwalt erklärte, daß die ganze Welt erstaunt und entsetzt sein würde, wenn die Einzelheiten der Untersuchung bekanntgegeben werden. Kein Gericht der Welt würde es wagen dürfen, diese fünf Verbrecher freizusprechen.

Einfuhr auf ehemals deutschen Schiffen.

Getreideverschiebung an der holländischen Grenze.

Aus Brüssel wird berichtet: Auf Ersuchen der deutschen Regierung habe der Oberste Wirtschaftsrat eingewilligt, daß, wenn kein Schiffsraum der Alliierten verfügbar sei, die deutsche Einfuhr auf früheren deutschen Schiffen erfolgen kann. Diese Schiffe sollen auch nach Argentinien gehen, um Getreide für Deutschland zu holen.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ berichtet: An der ganzen rheinisch-holländischen Grenze wird jetzt massenhaft deutsches Getreide nach Holland verschoben. Die Bauern erhalten dafür mehr als den Höchstpreis, während die Holländer bei dem jetzigen Valutastand unglaublich billig einkaufen.

Auf der einen Seite also bemüht man sich, ausländisches Getreide nach Deutschland hereinzubekommen, auf der anderen Seite wird das inländische Getreide wieder ins Ausland verschleudert. Dabei verwandelt sich am Ende noch der deutsche Weizen in argentinischen. Ist die deutsche Regierung diesem Skandal gegenüber machtlos, weil sie im linksrheinischen Gebiet nichts zu sagen hat, so müßte doch mit äußerster Strenge gegen die ganz sicher auch vom rechtsrheinischen Gebiet aus vorgenommenen Schiebungen eingeschritten werden. Die Wurzel des Uebels liegt freilich im Erstarken des internationalen Finanzkapitals durch den Sieg der Ententemächte, wodurch das deutsche Volk allen diesen Machenschaften nahezu wehrlos ausgeliefert ist.

Was Deutschland retten kann.

Das „Amsterdamer Handelsblad“ bezeichnet als Gründe für den furchtbaren Tiefstand der deutschen Valuta, daß man eine Reaktion von rechts fürchte und einen Umsturz von links. Das Mißtrauen gegenüber Deutschland könnte nur beseitigt werden durch bindende Erklärungen sowohl der Konservativen als auch der Unabhängigen und Kommunisten, treu zur Regierung zu halten und das Interesse des Vaterlandes über die Parteiziele zu setzen.

Da selbstverständlich nicht im Traum daran zu denken ist,

Kubinke.

Roman von Georg Hermann.

[22]

Emil Kubinke schritt langsam zur Tür von Löwenbergs hinüber. Und er war sanft beglückt und erstaunt zugleich — verwundert, warum die lange Emma, für die er doch bisher kaum vorhanden gewesen, plötzlich so überaus entgegenkommend sich gezeigt hatte. Ach! Emil Kubinke wußte eben nicht daß Frauen wie Kinder sind, wie Kinder, die sich zwar aus einer Puppe nichts machen, die es aber noch nicht wollen und es nicht sehen können, daß ein anderes Kind damit spielt.

Bei Löwenbergs schrie Goldhänschen, und Pauline lief mit dem Stubentuch umher und reinigte die Ritterburg. Und da sie erst um halb sieben nach Hause gekommen war, und da sie seit gestern früh kein Bett gesehen hatte, so glich sie ein wenig einem müden und abgeflatterten Schmetterling. Und selbst ihre schöne Frisur, die ihr Emil Kubinke mit soviel Kunst und Sorgfalt erbaut hatte, das graziöse Gebilde aus Gold- und Kupferfäden war eingesunken, und einzelne Strähnen hatten sich schon gelöst und flatterten ihr um Stirn, Ohren und Nacken. Nur Paulines große, feucht schimmernde braune Augen erzählten noch davon, wie schön es doch gestern gewesen war, und welche Triumphe die „Mitterin“ im Hohenzollerngarten gefeiert hatte. Die „Königin der Nacht“ hätte nicht annähernd so viel getanzt, und bei der Kaffeepause wäre sie sogar sitzen geblieben, wenn sie nicht ihrem Herrn noch schnell gesagt hätte, daß er ihre Freundin auch mitnehmen sollte.

„Na, Herr Kubinke,“ sagte Pauline, und der Ton ihrer Stimme war gar nicht so verheißungsvoll wie gestern abend, „warum haben Se denn nich jewartet?“

„Ach, wie ich Ihre Herrschaft jehört habe, da bin ich doch lieber jegangen,“ sagte Emil Kubinke.

„So!“ sagte Pauline noch kühler denn vorher.

„Na, haben Se sich denn nu auch amüsiert?“ fragte Emil Kubinke.

„Wat fragen Se denn, Herr Kubinke! Das interessiert Sie ja noch nich,“ sagte Pauline und schluckte. „Des is Ihn' ja doch janz jleich, ob ich mir amüsiert habe oder nich.“ Wenn sie erregt war, nahm es nämlich Pauline mit der deutschen Sprachlehre nicht so genau.

„Aber Fräulein Pauline!“ stotterte Emil Kubinke, und er hatte ein sehr böses Gewissen.

„Na natürlich, die Hedwig gefällt Ihn' ja besser wie ich. Ich hab Sie ja noch hinten jehn sehn, wie ich bin auf de Straße jekommen. — Sie wollte wohl nicht länger warten?“

„Aber Fräulein Pauline!“ meinte Emil Kubinke und machte seine schönsten Augen. „Da bin ich wirklich ganz unschuldig dazu gelangt. Nicht wahr — wir sind so ins Jespräch jekommen, und da bin ich ein Stückchen mit ihr auf- und abgegangen. Denn Sie werden doch selbst sagen, daß ich mich nicht mit dem Mädchen hier hinstellen kann, wo mich jeder kennt. — Und wie ich dann schnell wieder umjekehrt bin, da waren Sie wohl doch schon weg.“

Emil Kubinke fühlte, daß er das sagen mußte. Denn wenn er auch erst Rekrut in Liebesdingen war, so ahnte er doch, daß es durchaus unratsam ist, sich einer Frau wegen mit all den anderen zu überwerfen, da man nie wissen kann, wie sehr man in Zukunft der anderen noch benötigt.

„Ach!“ sagte Pauline, und ihre Augen wurden um einen Schimmer freundlicher, „nee, Herr Kubinke — wenn ich Ihnen alles jlaube — das glaube ich Ihnen nun doch nich.“

Aber im Ton der Stimme war schon zu hören, daß die rotblonde Pauline es nur zu gern glauben möchte und daß sie nur noch, um es wirklich zu tun, auf eine neue Versicherung wartete.

Und daran ließ es Emil Kubinke nicht fehlen. Und Pauline nickte und lächelte und sagte, es wäre sehr schön gewesen gestern, und er hätte mitkommen sollen. Und da erschien schon Herr Löwenberg — denn heute war Badetag — und zog als flatternder Araber den Gang entlang. Und Pauline huschte, Emil Kubinke zuwinkend, schnell nach dem Salon.

Man mache bitte hieraus, daß seine Aussagen nicht ganz den Geschehnissen entsprechen, meinem Freund Emil Kubinke nicht etwa einen Vorwurf. Denn erstens — Hand aufs Herz — wer von uns hätte denn anders gesprochen? — Und fürder: was ist Wahrheit? — Doch nur das, was geglaubt wird. Und die rotblonde Pauline glaubte es, wollte es glauben. Und als Emil Kubinke Pauline gegenüberstand und wieder gefangen war von dieser hellen und goldfarbigen Schönheit, die gerade durch die leichte Ermattung doppelt hilfsbedürftig erschien und doppelte Zärtlichkeit heischte, da hatte er vielleicht gar nicht empfunden, daß er irgend etwas Unwahres sprach; denn da gab es nur eine Wahrheit für ihn, eben diese helle und goldfarbene Person mit den großen braunen Augen, die so dankbar und freundlich ihn ansehen konnten — und alles andere lag weit hinten und war schon wieder zur Lüge geworden.

Aber als das schöne, glatte Kinn des Herrn Max Löwenberg blank und sauber unter dem Messer Emil Kubinkes hervorging und Herr Max Löwenberg sich sehr befriedigt mit dem Handrücken über die Backe gefahren war, und als er sogar ganz wider seine Art Emil Kubinke als Lohn ein paar englische Zigaretten eingehändigt hatte, und als Emil Kubinke davontrottete, da tauchte doch jetzt endlich in ihm wieder das Bild der kleinen, drallen, blonden Hedwig auf. Und Pauline und die lange Emma sanken von neuem ins Dunkel hinab. Denn, wenn Pauline und Emma eben nur zarte und zärtliche Schatten in ihm waren — da war ja Fleisch und Blut und Hand und Fuß, und Küsse und Berührungen, da war ein Stück Leben, Erfahrung und Erkenntnis. Und all das zog und zerrte an geheimen Fäden zu sich hin.

Und Emil Kubinke konnte gar nicht schnell genug hier die Korkenziehertreppe hinunter und drüben die Korkenziehertreppe hinauf kommen.

Trotzdem, möchte ich bitten, wolle niemand meinem Freunde Emil Kubinke deswegen Unbeständigkeit vorwerfen. Denn — was können wir denn nun einmal dafür: in unserem Herzen ist eben eine Wage, und die steht nie still. Und wenn eine Schale unten ist und man meint, sie wird ewig da bleiben, und die andere ewig in der Höhe schweben . . . ehe wir es uns versehen, fällt da oben irgend etwas ins Gewicht, und sie, die eben noch fest unten lag, steigt empor. Einen Augenblick balancieren wohl die beiden Schalen — aber dann bleibt die andere Siegerin, nur um vielleicht schon in einer Stunde wieder Besiegte zu sein. Was können wir Armen denn dafür, daß in unserem Herzen eine Wage ist?! —

Und so klingelte Emil Kubinke bei Markowskis, und das Spiel der Wage da drinnen und das schnelle Hinaufstürmen über die Treppe, es hatte Emil Kubinkes Herz so in Verwirrung gesetzt, daß es ebenso hastig und heftig schlug, wie die Klingel, die ganz kurz Schlag auf Schlag folgen ließ.

„Herrjeh!“ schrie Hedwig drinnen, und Männe bläffte, „herrjeh, ick komme ja schon!“ Und dann riß sie die Tür auf. „Na, Sie lönn' wohl auch nich dafür?!“

„Tag, Hedwig,“ sagte Emil Kubinke und versuchte, ein freundliches Gesicht zu machen. „Tag, Hedwig. Was machst Du denn? Gestern gut bekommen?“

„Neh, jang jut,“ meinte Hedwig sehr gleichgültig und fuhr sich mit dem bloßen dicken Arm unter der Nase hin und her. „Nu jehn Se man rin, der Herr wartet.“

„Kommst Du heute abend?“ sagte Emil Kubinke leise.

„Der Herr hat schon zweimal nach Ihn' jefragt,“ meinte Hedwig und machte sich am Spültisch zu schaffen.

„Wann bist denn heute abend unten?“ fragte Emil Kubinke noch leiser und mit jenem bestechenden Ton in der Stimme, der den Reiz des Verbotenen noch erhöhen soll.

„Nee,“ sagte Hedwig spitz und drehte sich in den Hüften, „mit Ihn' geh ick überhaupt nich mehr! — Sie werden jleich immer so jewöhnlich!“

„Aber Hedwig,“ flüsterte Emil Kubinke eindringlich und war mit einem Schritt neben ihr; denn er fühlte, daß es sich um die Wahrung berechtigter Interessen handelte — „aber Hedwig!“

„Und was denken Se denn? Meinen Se denn, ick kann jeden Abend so runterjehn? — Na, da würde mir ja de Herrschaft nett bringen!“

Möglich, daß Herr Markowski Emil Kubinkes Stimme vernommen hatte — möglich, daß ihn sonst irgendein Gelüste in die hinteren Regionen seiner Wohnung getrieben hatte . . . kurz — er erschien, ein grauer Koloß in Unterhosen und Jägerhemd in der Tür, in seiner vollen Breite, mit seiner rauhen deutschen Männerbrust: „Na, junger Mann,“ rief er, „nu mal ranjewienert! Wie lange soll ich 'n warten? Erzählen Se Hedwig das heute abend.“

„Ich bitte, Herr Markowski,“ sagte Hedwig — keineswegs über das Kostüm ihres Brotherrn indigniert, sondern nur schwer gekränkt ob des Verdachtes, daß ihr vielleicht Emil Kubinke irgend etwas heute abend zu erzählen hätte. „Ja — lassen Sie das!“

Emil Kubinke hatte sich indessen etwas warmes Wasser zum Rasierbecken geholt und war Herrn Markowski ziemlich mißgestimmt gefolgt. — Merkwürdig — in der Liebe ging es immer anders, als man erwartete!

Und Emil Kubinke strich zittrig und unruhig über Markowskis feistes Gesicht mit dem Messer hin. Vorhin bei Herrn Löwenberg war ihm die Arbeit doch ganz anders von der Hand gegangen. Und auch Herr Markowski, der zwar in anerkennenswerter Großzügigkeit Emil Kubinke bei seiner Hedwig alles Gute gönnte, der aber gestern auf „Beja Flor“ statt auf „Rosalinde“ gesetzt hatte, weil ihm Herr Ziedorn diesen besonders feinen und überraschenden Tip gegeben hatte, mit dem geheimnisvollen Bemerken, es wäre da etwas im Werke, eine ganz große und totsichere Schiebung . . . und der nun natürlich wieder sein Goldstück verloren hatte, . . . ja, dieser Herr Markowski war tückisch wie ein Affe geworden; und auf Herrn Ziedorn, das Ziedornin und alles, was sonst mit Herrn Ziedorn in Verbindung stand, und selbst wenn es nur der harmlose Kubinke war, — darauf war er heute ganz besonders geladen, und er wartete nur eine Gelegenheit ab, um mit dieser Sippschaft anzubinden. Doch als er die nicht fand, trug er noch Emil Kubinke Grüße an seinen Herrn auf, und er möchte ihm im Mondschein begegnen. Und er entließ knurrend und brummend wie ein Bär Emil Kubinke.

Der jedoch war Menschenkenner genug, um nicht durch Rodsligkeit Konflikte heraufzubeschwören.

In der Küche aber traf Emil Kubinke nochmals auf Hedwig, die sich gerade zum Reinemachen aus den Winkeln Besen, Handfeger und Müllschippe zusammensuchte, und sich bückend und neigend all die Rundlichkeiten ihres Körpers verriet. Da aber beschloß doch Emil Kubinke, noch einmal sein Glück zu versuchen.

„Du — Hedwig,“ sagte er, — er konnte sich noch nicht wieder an das „Sie“ gewöhnen — „na wie ist es heute abend?“

„Det hab ick Ihn' doch schon einmal gesagt! — Ick weeß jar nich, Sie loofen een' ooch nach wie 'n junger Hund, Herr Kubinke!“

Das traf. — Ach, gestern auf der Bank hatte sie ihn nur „Emil“ genannt. Aber so ganz wollte er die Schlacht nun doch noch nicht verloren geben.

„Und was machst Du nächsten Sonntag?“ fragte er.